

Der Vaterlandsverräter.

Histor. Erzählung von Pedro de Alarcon. Deutsch von Eliza Wielisch.

In der kleinen Stadt Padron, einem Orte in einer der östlichen Provinzen Spaniens, lebte im Jahre 1808 ein Apotheker mit Namen Garcia de Paredes; er war Junggeselle und Misanthrop.

Gegen zehn Uhr einer traurigen Herbstnacht, welche die unglücklichen Zustände des Vaterlandes noch unheilvoller erscheinen ließen, bog um die Ecke des Platzes, der heute den Namen Plaza de la Constitucion führt, eine Gruppe geheimnißvoller Schatten, die sich nach dem Hause des Apothekers bewegte.

„Was sollen wir thun?“ fragte eine Stimme leise, „es hat uns Niemand gesehen.“

„Die Thür einschlagen“, erwiderte eine andere ebenso leise.

„Und sie Alle tödten“, murmelten gegen fünfzehn zugleich.

„Ich nehme den Apotheker auf mich.“

„O, den nehmen wir Alle auf uns, weil er es mit den Franzosen hält.“

„Man sagt, daß heute zwanzig bei ihm zu Abend speiten.“

„Das glaube ich schon, weil sie sich hier sicher glauben.“

„Ach, wenn das in meinem Hause wäre, ich beförderte sie Alle in den Brunnen.“

„Und dieser nichtswürdige Apotheker beschützt sie.“

„Wer hätte das von ihm gedacht, noch vor einem Monat verkaufte er als tapferer Patriot Bilder vom Prinzen Fernando.“

„Und nun von Napoleon.“

„Dört nur, rufen sie nicht gerade: Es lebe der Kaiser!“

„Kafst sie sich nur erst recht betrüben“, schaltete ein Weib ein, „nachher haben wir es bedeutend leichter und dann soll uns auch nicht Einer entgehen.“

Während sich diese Szene an der Thür der Apotheke abspielte, sah Garcia de Paredes mit zwanzig französischen Offizieren beim frühlichen Gelage. Der Wein war gut und die Unterhaltung höchst anregend; man lachte, rauchte, schwor, sang, aß und trank. Einer erzählte die geheimen Liebesabenteuer Napoleons, ein Anderer die Nacht des zweiten Mai in Madrid, einer berichtet über die Schlacht an den Pyramiden und noch ein anderer die Hinrichtung Ludwigs des Sechszehnten. Garcia de Paredes war so berauscht, daß ihn die Soldaten des Kaisers umarmten und leber ließen.

„Meine Herren“, begann er eben von Neuem, „der Krieg, den Ihr mit Spanien führt, ist höchst einseitig und unmotiviert. Ihr Söhne der Revolution kommt, Spanien aus seiner Erniedrigung zu retten und seine religiösen Rebel zu zerschlagen. Napoleon, das ist der wahre Messias, — meine Herren —, es lebe der Kaiser.“

„Bravo, er lebe!“ riefen die Männer vom zweiten Mai wild durcheinander. Der Apotheker neigte sein Haupt und ein Ausdruck unfassbarer Pein zeigte sich auf seinem Antlitze, doch nur einen Augenblick, dann richtete er sich wieder stramm auf, so stramm wie zuvor. Er goß ein Glas Wein hinunter und fuhr fort: „Mein Großvater, ein Garcia de Paredes, ein Hercules von Gestalt, tödtete zweihundert Franzosen an einem Tage —, ich glaube, es war in Italien; Ihr seht also, er war weniger Franzose als ich. Er zeichnete sich ebenfalls im Kampfe gegen die Mousen des Königreichs Granada aus; der katholische König schlug ihn hernach zum Ritter, und immer höher stieg er im Range. Nun wohl, meine Herren, dieser Vorfahre nahm Coenza ein und kämpfte an der Spitze eines Heeres in der Schlacht von Padron. Da machten wir Einen zum Könige von Frankreich.“ — Hier machte der Apotheker eine Pause.

„Einige Franzosen wollten etwas entgegen, er aber erhob sich mit seiner imponierenden Ruhe, ergriff tonvollstimmlich sein Glas und rief mit Donnerstimme: Ihr Wohl, meine Herren, mein Großvater war eine Bestie, er sei verdammt! Die Franzosen Franz I. und die Napoleon's Bonaparte sollen leben.“

Alle beifolten sich, ihr Glas zu leeren. Unterbeifolten vernahm man dumpfes Getöse an der Thür der Apotheke.

„Habt Ihr gehört?“ fragten die Franzosen.

Garcia de Paredes lächelte ironisch vor sich hin. „Man kommt, mich zu tödten“, sagte er dann ruhig.

„Wer?“

„Die Nachbarn von Padron.“

„Warum?“

„Weil ich zu Euch halte. Seit meinem prächtigen schon umschlichen sie mein Lager — aber was thut es? Lafst uns unel. Hoff weiter begeh.“

„Ja, ja, — wir sind hier, um uns zu verteidigen“, und indem sie die Flammen ergriffen, riefen sie abermals: „Es lebe Napoleon, Fernando herbe.“

Garcia de Paredes hoffte, daß sich der Lärm legen möge und murmelte mit Grabesstimme: „Caledonio!“

Der Gehilfe steckte sein blaßes Gesicht durch die Thür.

„Caledonio“, bring' Papier und Tinte.“

Dieser brachte das Gewünschte. „Sey Dich nieder und schreib, was ich Dir sagen werde. Mache zwei Rubriken, über eine schreibe „Schulden“, über die andere „Kredit.“

„Reißer“, stotterte der Gehilfe, „an der Thür findet eine Art Aufstand statt, man ruft: „Nieder mit dem Verräter!“ — sie verlangen Eintritt.“

„Schweig“ und schreibe, was ich Dir sagen werde.“

Die Franzosen brachen in Ausrufe der Bewunderung aus, als sie sahen, daß sich der Apotheker mit Rechnungen beschäftigte, während man ihm Tod und Verderben anfandigte.

„Lafst uns sehen, meine Herren“, begann er, sich an seine Umgebung wendend, es handelt sich darum, unser Fest in ein einziges Zutrinken zusammenzufassen, fangen wir bei dem höchsten Würdenträger an. Ihr Hauptmann, sagt einmal, wie viele Spanier tödtet Ihr, seid Ihr die Pyramiden überschritten habt?“

„Bravo, famose Voe“, riefen die Franzosen.

„Ich“, sagte der Gefragte, indem er seinen Bart wirbelte, sich erhob, aber sofort wieder auf seinen Stuhl zurückankam — „ich, ich tödtete persönlich durch meinen Degen zehn oder zwölf.“

„Elf auf die linke Seite“, kommandirte der Apotheker, sich an den Schreiber wendend, und dieser wiederholte — „Schulden elf.“

„Gut, und Ihr, Julio?“ fuhr Garcia fort.

„Ich —, sechs!“

„Und Ihr, Kommandant?“

„Ich —, zwanzig.“

„Ich —, acht.“

„Ich —, vierzehn.“

„Ich —, zehn.“

„Ich weiß es nicht genau.“

„Ich habe blind geschossen“, antwortete ein Anderer, je nachdem die Reihe an ihm war. Und der Gehilfe fuhr fort, die Zahlen auf die rechte Seite zu schreiben.

„Nun laßt uns sehen, Hauptmann“, fuhr Garcia de Paredes fort, „wie viele Spanier hofft Ihr noch niederzuschießen, ich lege voraus, daß der Krieg noch lange dauert.“

„Ah“, sagte der Hauptmann, „wer zählt so etwas?“

„Berechnet, ich bitte Euch, flehe Euch an.“

„Nun, so seht doch einmal elf.“

„Elf auf die rechte Seite“, diktirte der Apotheker, und Caledonio wiederholte zitternd — „Kredit — elf.“

„Und Ihr?“ fragte er wie zuvor.

„Ich —, fünfzehn.“

„Ich —, zwanzig.“

„Ich —, hundert.“

„Ich tausend“, riefen drei auf einmal.

„Schreibe für Jeden zehn an, Caledonio“, murmelte ironisch der Apotheker. „Jetzt summirte jeden Posten für sich.“

Der arme Junge, welcher die Zahlen in Todesangst notirt hatte, sah sich genöthigt, die Rechnung in den Fingern zu machen, so groß war sein Entsetzen. Nach Verlauf eines schrecklichen Augenblicks rief er seinem Herrn zu: „Schulden zweihundertfünfundsachtzig — Kredit zweihundert.“

„Das will also sagen, zweihundertfünfundsachtzig Tode und zweihundert, über die das Todesurtheil gefällt ist.“

Er sprach diese Worte mit solcher Grabesstimme, daß sich die Franzosen erschreckt anfaßen. Nachher stellte er eine neue Rechnung auf: „Wir sind wahre Helden, meine Herren, wir haben nicht weniger als siebzig Flaschen Wein getrunken, das sind hundertfünfundsachtzig Liter, somit kommen auf Jeden fünf Liter Flüssigkeit, ich wiederhole noch einmal, wir sind Helden.“

In diesem Augenblick trachten die Bretter der Thür und der Gehilfe rief mit versagender Stimme: „Sie bringen ein.“

„Wie spät ist es?“ fragte Garcia mit Ruhe.

„Es ist elf —, aber hören Sie denn nicht? Sie bringen ein.“

„Lafst sie, — es ist Zeit.“

„Zeit, zu was?“ murmelten die Franzosen, indem sie versuchten, sich zu erheben, waren aber so betrunken, daß sie sich nicht auf ihren Stühlen zu rühren vermochten.

„Sie mögen eintreten, mögen eintreten“, riefen sie mit ihrer Weinestimme, indem sie die Säbel mit großer Mühe herauszogen und sich auf ihre Füße zu stellen versuchten. „Lafst sie nur kommen, diese Kanailles, wir werden sie schon empfangen.“

Indessen vernahm man unten in der Apotheke das Getöse von zerbrochenen Flaschen; die Nachbarn von Padron demolirten die Apotheke und auf der Treppe erscholl der Ruf: „Nieder mit dem Verräter!“

Bei diesem Lärm erhob sich Garcia de Paredes und fandte einen unschreiblichen Blick zu seinen Gefährten hinüber. Etwas wie das Lächeln eines Siegers glitt über sein Gesicht, sein Auge glänzte, und gebrochen, wie in Todesstamps, sprach er: „Franzosen, wenn Einer unter Euch Gelegenheits hätte, den Tod von zweihundertfünfundsachtzig Patrioten zu rächen und das Leben anderer zweihundert zu retten, so würde er sicher nicht zögern.“

„Was sagt er?“ fragten die Franzosen mit wüthender Stimme.

„Herr, die Wörder bringen schon

in's Vorzimmer ein“, schrie Caledonio dazwischen.

„Lafst sie nur kommen“, rief Garcia de Paredes, „öffne ihnen die Saartüren —, laßt sie kommen, damit sie sehen, wie der Nachkomme eines tapferen Soldaten von Padria stirbt.“

Die Franzosen verblichen entsezt wie festgenagelt auf ihren Stühlen, die Augen waren auf die Thür gerichtet, durch welche der Tod seinen Einzug halten sollte.

Im nächsten Augenblick drangen gegen fünfzig Männer und Frauen, mit Stöcken, Dolchen und Pistolen bewaffnet, lärmend in's Zimmer.

„Nieder mit ihnen“, heulte es wild durcheinander.

„Daltet ein“, rief da Paredes mit solch gebieterischer Stimme und Haltung, daß es Alle kalt überließ und sich Niemand mehr zu rühren wagte.

„Stedt Eure Waffen wieder ein“, fügte er mit versagender Stimme hinzu. „Ich habe mehr als Ihr Alle für die Unabhängigkeit des Vaterlandes gethan —, ich habe zum Schein den Verräter gespielt, die verhassten Franzosen, Ihr seht die zwanzig hier, die zwanzig, rührt sie nicht an, sie sind alle vergiftet.“

Ein Schrei des Entsetzens und der Bewunderung wurde laut, und als die Spanier näher traten, bemerkten sie, daß ein großer Theil der Franzosen bereits todt war. Der Kopf war ihnen auf den Tisch gestunten und mit der Rechten umklammerten sie den Griff ihres Degens; andere gaben schweigend ihren Geist auf.

„Es lebe Garcia de Paredes“, riefen nun die Spanier ein über das andere Mal, indem sie den sterbenden Gelden umringten.

„Caledonio“, murmelte der Apotheker, „Caledonio, das Opium thut seine Wirkung.“

Mit diesen Worten fiel er auf die Kniee. Da erkannten die Nachbarn von Padron, daß Garcia de Paredes auch vergiftet war.

Die Frauen ließen sich auf den Boden nieder und beteteten den sterbenden Patrioten in ihren Armen, überschütteten den, dem sie noch vor wenigen Minuten den Tod gewünscht hatten, mit Segnungen und Liebesworten. Die Männer hatten die brennenden Kerzen vom Tische genommen und standen feierlich um die knieende Gruppe. Mit jedem Todesseufzer der Franzosen ging ein Lächeln über des Apothekers Gesicht, bis er als Letzter den Geist aufgab.

Die Lebensversicherung.

Eine wahre Geschichte von F. Thaler.

Vor etwa vier Jahren lernte ich in irgend einer Gesellschaft, ich glaube im Hause des Bankdirectors Kraußmann, den häufig die jungen, aufstrebenden Talente der Stadt um sich und seine schöne Frau versammelt, den Schriftsteller Max Frobenbeil kennen. Der damals kaum Dreißigjährige hatte es schon zu einer gewissen Höhe, wie ich meine, verdienten Werthschätzung gebracht, die seinen Namen über die Grenzen seiner engeren Heimath hinausstrahlte. Insbesondere sein Schauspiel „Bodenständig“, dem man allgemein das Zeugniß ausstellte, daß es eine ungewöhnliche Talentprobe bedeutete, befähigte die gute Meinung über das Können des jungen Künstlers und die Hoffnung auf seine Zukunft. Dabei war Max Frobenbeil feiner von jenen „Modernen“, die mit allerhand verdorbenem Schnickschnack von sich reden machen und eine möglichst bis unter das Kinn reichende, absonderlich verschlungene Kravatte für ihr Künstlerthum ebenso unerlässlich erachten, als einen affmatistischen Stil und übernatürliche Gedanken. Nein, Max Frobenbeil war und ist heute noch ein Künstler, also auch ein froher, lachender Mensch, der in Ernst und Scherz Freude schaffen will. Das machte mir den jungen Mann schätzenswerth, so daß ich den Umgang mit ihm mancher anderen Freizeitsreue vorzog. So erwarb ich mir sein Vertrauen und wurde ihm auch in seinen künstlerischen Schaffen ein aern gebörter Berater. Eines Tages übertrug er mich mit der Mittheilung, daß er sich entschlossen habe, in der allernächsten Zeit zu heirathen. Ich kannte das Mädchen und beglückwünschte ihn zu der Wahl. Schön, geistvoll, wie ich glaube, sogar eine Individualität, schien mir dieses Mädchen ganz dazu geeignet, die Gattin eines Künstlers zu sein. Freilich — arm. Aber sein Schaffen hatte ja inzwischen auch zu ganz ansehnlichen materiellen Erfolgen geführt, seine dramatischen Arbeiten waren ihm sogar eine bescheidene jährliche Rente ab. Und er liebte das Mädchen. Es gab also keinen vernünftigen Grund zum Widerstehen. Ich übernahm denn die Funktion eines Trauzeugen. Zwei fröhliche, muthige Menschen waren im Glück zusammengekommen. Es erschien mir gar nicht verunberlich, daß unser Verkehr jetzt ein wenig trocke. Was brauchte er jetzt den alten Freund, der das Leben schon recht beträchtlich überunden hatte!

Vor wenigen Wochen ließ ich auf der Straße mit ihm zusammen. Er kam mir verändert vor. Etwas müde, versonnen, blaß, und aus den Augen war alle Munterkeit oewichen. Ich holte es aber für eine Geschmacklosigkeit, nach dem Befinden zu fragen oder mich über das läble Aussehen mit ehrlicher oder gespielter

Theilnahme zu erkundigen. Ich selbst kann herzlich froh werden, wenn mich irgend ein gleichgültiger oder auch befreundeter Mensch mit den Worten apostrophirt: „Was fehlt Ihnen, Sie sehen ganz miserabel aus.“ Er schloß sich mir an und begleitete mich bis an mein Ziel. Wir sprachen von allem Möglichen, aber nur von gleichgültigen Dingen und Begebenheiten und er, der sonst immer voll von Plänen war, die in ihm nach Mittheilung drängten, schwieg sich über sich selbst und seine Arbeit gründlich aus. Etwas befocht verabschiedete ich mich von dem jungen Freunde und nahm mir vor, ihn nächstens in seiner Wohnung aufzusuchen. Das that ich denn auch. Ich kannte das trauliche, mit seinem persönlichen Geschmack eingerichtete Heim, es war noch ganz dasselbe wie bei meinem letzten Besuche und doch ein anderes. Es fehlte das Lachen darin. Auch die junge Frau schien ihre entzückende Munterkeit verloren zu haben, trotzdem, wie ich merken konnte, bei ihr das höchste Glück der Frau unterwegs war. Das stimmte mich eine Weile nachdenklich. Sollte gerade dieser Umstand die Ursache der ersten Stimmung sein, in der ich die beiden jungen, schönen, durch sich selbst unabhängigen Menschen fand? Allein das mußte mir bei einigem Nachdenken gerade hier doch zu unnatürlich erscheinen. Das Gedämpfte, Stille in dem ganzen Wesen der Beiden übertrug sich noch und nach auf mich selbst. Ich athmete fast auf, als Besuch gemeldet wurde, ein Freund Frobenbeil's, der sich für das Nachtmahl anbot. Etwas gögernd nahm ich die Einladung, gleichfalls zu bleiben, an. Ich glaubte bemerkt zu haben, daß die junge Frau mit etwas so sagen wünschte. Darin hatte ich mich nicht getäuelt. Nach dem Nachtmahl, während Frobenbeil sich mit seinem Freunde in ein literarisches Gespräch verhielt, zog ich mich in den kleinen molligen Erker, dessen Wände mit weichen Teppichen behangen waren, und lud mich ein, in ihrer Gesellschaft eine Cigarette zu rauchen. Nach einer Weile verlegenen Schweigens von beiden Seiten fragte sie: „Ist Ihnen an Max nicht eine Veränderung aufgefallen?“

„Ist Ihnen an Max nicht eine Veränderung aufgefallen?“

„Das mußte ich wohl zugeben.“

„Er hat nicht einmal mehr Freude an seinem Schaffen.“

„Sollte er nicht vielleicht einen — Arzt zu Rathe ziehen?“

Diese Frage lodte ein seltsam meh-müthiges Lächeln auf ihre Lippen. Sie schüttelte ihren blonden Kopf.

„Er hat sich in den letzten Wochen dreimal ärztlichen Untersuchungen ausgegesetzt.“

„Das klang etwas ungewöhnlich.“

„Ausgefetzt?“ fragte ich.

„Da erzählte mir die junge Frau, daß ihr Gatte die Verpflichtung gefühlt habe, sich versichern zu lassen. Ein Vermögensloser, nur auf sein Schaffen angewiesener Mann, der allen Eventualitäten rubig entgegensehen will... Damit schien sie das Streben ihres Mannes nach einer Lebensversicherung fast entschuldigen zu wollen.“

„Nun brauchen Sie mir nichts mehr zu sagen, gnädige Frau. Er ist abgewiesen worden.“

„Sie nicht.“

„Von drei Gesellschaften.“

„Alfo von zweien zu viel.“

„Sie sah mich etwas betroffen an.“

„Das meine ich im Ernst. Nach dem ersten Mißerfolg hätten Sie ihn von weiteren Schritten abhalten sollen.“

„Ich erfuhr es erst, nachdem Max zum zweitenmal abgewiesen worden war.“

„Kennt er den Grund der Abweisung?“

„Ein organischer Fehler...“ wickelte sie aus.

Von dem er vermuthlich vorher nichts wußte. Er hielt sich immer für vollkommen gesund, während ihn jetzt das Bewußtsein, daß dies nicht der Fall sei, niederdrückt und ihm das Leben verbittert.

Ich zündete mir eine neue Cigarette an. In dem Augenblick traten Frobenbeil und sein Freund in den Erker, lehterer, um sich von der Frau des Hauses und mir zu verabschieden.

Ich blieb noch. Wir wollten uns zu einem gemütlichen Thee vereinigen. Die junge Frau schien durch meine Ruhe und das geringe Gewicht, das ich ihrer Geschichte beimaß, in bessere Stimmung gekommen zu sein. Gelegentlich, wenn sie ihren Mann ansah, glitt sogar ein Lächeln über ihr Gesicht, das er immer mit einem verunbernten Blick quittirte.

Es war ein ganz eigenartiges Spiel, das zwischen Nührung und müthiger Zusprache balancirte, aber schließlich zu einer Herzlichkeit des Tones führte, die eine intime Aussprache möglich machte.

Ich warf dem jungen Freunde seine Verschlossenheit vor. Ihre Frau ist viel netter. Jetzt weiß ich wenigstens, um was es sich handelt, und brauche mir keine Sorge mehr zu machen. Wie kann sich ein vernünftiger Mensch durch derlei so sehr aus der Fassung bringen lassen? Sie sind von ein paar Versicherungsgesellschaften abgewiesen worden, von allen aus demselben Grunde. Das mag Sie überrascht haben — aber es hat Sie doch gleichzeitig zum Wiffenden gemacht. Sie haben einen kleinen Defekt, den Sie also dahin nicht konnten, auf den Sie also auch keine Rücksicht nehmen konnten. Sie werden jetzt vielleicht manches vermeiden, was Sie sich vordem

Borsching.



Arzt: „Wenn nur erst ein Eisbeutel da wäre, den wir dem Kranken auf den Kopf legen könnten!“ Hausfrau: „Einen Seiltüchler hatt' ich; könnte er den nicht so lange aufsetzen?“

Japanische Bauernregeln.

Das Barometer, das bei den japanischen Bauern im Gebrauch, ist nicht das von Torricelli und auch nicht das von Fortin erfundene. Es ist weniger complicirt und beruht einzig und allein auf Beobachtung der Naturerscheinungen. Manchem sind es die Vögel, die dem japanischen Landmann das Wetter für den kommenden Tag vorherzusagen; ein andermal sind es die Schlangen und dann wieder der Mond und der Nebel. Einige dieser japanischen Wetter-Prophezeiungen seien hier wiedergegeben: Wenn der Rabe den Kopf ins Wasser steckt, kommt Regen. — Wenn die Krage sich die Schnauze wäscht, aknt sie das Wasser für den Tag darauf. — Wenn der Fuchs klafft, wird es vor Ablauf von drei Tagen regnen. — Wenn man an einem Tage mehr als drei Schlangen findet, bleibt das Unwetter nicht aus. — Wenn die Schlangen auf die hohen Dämme klettern, kommt Sturm. — Wenn die Berge nahe zu sein scheinen, ist es der Regen auch. — Wenn am Morgen Nebel herrscht, gehe man nicht aus dem Hause; wenn aber Abends Nebel ist, laufe man tausend Meilen. — Wenn man um den Hof des Mondes herum seinen einzigen Stern bemerkt, wird es regnen; ist ein Stern da, so regnet es erst am nächsten Tag, sind zwei Sterne vorhanden, so kommt der Regen nach zwei Tagen.

Biomard und Thiedemann.

Neben seiner leider unvollendet gebliebenen Selbstbiographie hat der verstorbene preussische Regierungspräsident Christoph von Thiedemann auch Erinnerungen an Biomard veröffentlicht, in dessen unmittelbarem Dienste er von 1878 bis 1881 einschließlic als Chef der Reichskanzlei gestanden hatte. Das gleich nach dem Tode des ersten Kanzlers erschienene Heft zeigt die hohe literarische Begabung seines Verfassers in der eben so pietätvollen wie realistischen Charakteristik des temperamentsvollen Vorgesetzten. Auch nach seiner Ernennung zum Regierungspräsidenten in Bromberg blieb Herr von Thiedemann im persönlichen Verkehr mit dem Fürsten Biomard und hat darüber im engeren Kreise mehreres Interessante berichtet. So war er einmal auf erfolgte Einladung zu mehrtägigem Besuch von Bromberg nach Friedrücksruhe gereist. Da er die Nacht durchgefahren war, er'at er nach dem Frühstück die Erlaubniß, sich zurückziehen zu dürfen und legte sich auf dem Sofa seines Zimmers schlafen. Nach einer reichlichen Stunde erwachte er dadurch, daß sich etwas an seinen Füßen bewegte. Er blickte auf und sah, daß Fürst Biomard ihm die hinuntergefallene Decke wieder über die Füße breitete. Der Fürst hatte mit der langen Weile ruhig im Lehnstuhl gemartet, bis sein Gast wohl wurde, um sich mit ihm unterhalten zu können. Biomard hatte sich dann aber erhoben und die Decke wieder zurechtgelegt, damit sich der Besucher nicht erkälte.

Ein berühmtes Autogramm auf der Stiefelsohle.

Ein ganz eigenartiges und seltenes Autogramm, nämlich das Abloß von Menzels auf der Stiefelsohle, soll ein Schuhmachermeister im Westen Berlins in Besitz haben. Meister Menzel, der bekanntlich stets in einfacher, aber peinlich sauberer Straßenkleidung ging, hielt streng darauf, daß seine Garderobe immer tadellos in Ordnung sein mußte. Der Bote, der ihm auch ab und zu sein Atelier säubern mußte (meibliche Wesen waren bekanntlich nicht sein Fall), hatte auch die Sichelung der Garderobe des Meisters unter sich. Eines Tages besah sich Meister Menzel seine Stiefel und fand, daß sie zum Schuhmacher mußten. Da wohl schon einmal eine Berwuschung mit den Stiefeln vorgekommen war, fuhr er kurzer Hand mit Kreide: „Ausbessern“ auf eine Sohle der Stiefel und setzte seinen Namen darunter. Der Bote brachte die Stiefel zum Schuhmacher und dieser entdeckte bei Vornahme der Stiefel das seltene „Autogramm“ des Altmeisters. Er löste vorsichtig die beschriebene Sohle vom Stiefel und hob sich dieselbe zum Andenken an Menzel auf.

Tragische Folgen der Verschwendungssucht.

Wie die „Daily Mail“ aus Florenz erzählt, befindet sich die 78 Jahre alte Schriftstellerin Luiza, deren wöhrer Name Mademoiselle de la Ramee ist, seit zwei Jahren in so dürftiger Lage, daß sie zuweilen sogar hungern mußte. Der Grund ist, daß sie nicht mit Geld umzugehen verstand und gewisse Selbstmitleiden entwickelte. Bis vor zwei Jahren bewohnte sie eine prächtige Villa in Sant' Alessio bei Lucca. Dort war sie als „la Dame der Hunde“ bekannt, da sie stets an 30 dieser Thiere zu halten pflegte, sowie 40 Pferde. Einmal ließ sie jedem Hund in Lucca ein reiches Mahl von Brot, Milch und Fleisch geben. Allmählich häuften sich ihre Schulden und ihr Wirth ermittelte sie. Danach hatte sie an manchen Tagen nichts zu essen. In Biareggio, wo sie später wohnte, mußte sie eine Nacht des vorigen Herbstes obdachlos am Meeresstrande schlafen. Dies jag ihr Erblindung auf dem linken Auge und Taubheit zu. Die Mutter ihres Dienstmädchens nahm sie am Morgen in ihrer Hütte auf. Nun wohnt sie in einer kleinen Milchhändlerhütte im Dorfe Massarosa. Dort hält sie noch drei ihr verbliebene Hunde.

Ein berühmtes Autogramm auf der Stiefelsohle.

Dame: „Alfo wirklich, Doktor, Sie sind zur Ehe fest entschlossen?“ Alter Junggeselle: „Aberdings, Wogu wäre ich denn sonst in der Lebensversicherung?“